



HANSER

www.hanser-lesekreise.de

Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich gern an lesekreise@hanser.de

FÜR IHREN LESEKREIS

ANJA KAMPMANN

Wie hoch die Wasser steigen

Wenzel Groszak, Ölbohrarbeiter auf einer Plattform mitten im Meer, verliert in einer stürmischen Nacht seinen einzigen Freund. Nach dessen Tod reist Wenzel nach Ungarn, bringt dessen Sachen zur Familie. Und jetzt? Soll er zurück auf eine Plattform? Vor der westafrikanischen Küste wird er seine Arbeitskleider wegwerfen, wird über Malta und Italien aufbrechen nach Norden, in ein erloschenes Ruhrgebiet, seine frühere Heimat. Und je näher er seiner großen Liebe Milena kommt, desto offener scheint ihm, ob er noch zurückfinden kann. Anja Kampmanns überraschender Roman erzählt in dichter, poetischer Sprache von der Rückkehr aus der Fremde, vom Versuch, aus einer bodenlosen Arbeitswelt zurückzufinden ins eigene Leben.

Roman. 352 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book erhältlich

LESEKREISMATERIAL · ANJA KAMPMANN · WIE HOCH DIE WASSER STEIGEN · 1

5 Fragen an Anja Kampmann

Ihr Roman beginnt auf einer Ölbohrplattform. Haben Sie dort schon einmal gearbeitet?

Auf eine Ölplattform zu kommen ist höllisch schwierig. Ich habe mit sehr vielen Menschen gesprochen, die dort draußen viel Zeit, sogar Jahre verbracht haben, in Papua Neuguinea, vor Australien, in der Nordsee, im Golf von Mexiko. Die Abläufe und Routinen zu verstehen war mir sehr wichtig, die Zwölfstunden-Schichten, die physische Belastung, die technischen Abläufe. Darüber zu schreiben war eine Herausforderung, auch, einen Ton zu finden, der die Härte nicht verschweigt, aber sich dem Sujet nicht anbiedert. Und mich hat interessiert, was bringt die Männer (meistens sind es Männer) dazu, dorthin zu gehen, welchen Träumen jagen sie nach? Welche Sehnsucht ist so groß, dass ich mir drei Wochen am Stück eine enge Kabine mit drei anderen Arbeitern teile, die schlecht riechen und nicht einmal meine Sprache sprechen?

Beim Lesen könnte man denken, Ihr Roman sei für Sie ein Abenteuer, die Entdeckung einer anderen Welt. Stimmt das? Und suchen Sie so etwas auch, wenn Sie selber einen Roman lesen?

Gedanken, Situationen, Menschen, die mir begegnen und die mich umtreiben, bekommen eine größere Lebendigkeit, wenn sie in eine andere Hülle schlüpfen, in eine andere Welt verlagert werden, das gibt mir eine größere Freiheit. Für mich ist dieser Umweg von außen auch ein Weg, um die eigene Welt ganz anders und ganz neu zu sehen. Ein Autor kann sich ganz schön im Weg stehen, wenn er ständig etwas behauptet und findet und »schon immer so gemeint« hat. Letztlich ist es für mich genauso fern und exotisch, über eine Ölplattform in der Bucht von Campeche zu schreiben, wie über das Ruhrgebiet, wo meine Eltern in den 60er Jahren aufgewachsen sind. Natürlich habe ich auch viele Recherchereisen unternommen, nach Tanger, Budapest, ich war in Kairo und in der Sinai-Wüste und dennoch; damit die Landschaften im Text bestehen, müssen sie durch eine Perspektive gebrochen werden.

Der Roman beginnt auf dem offenen Meer, hält inne über den Dächern von Kairo, in den italienischen Bergen, und dann geht er in Richtung Ruhrgebiet. Wenn man sagen würde, das sei eine Art langsame Heimkehr, wären Sie da einverstanden?

Waclaw ist keiner, der die Hände im Schoß faltet, über das Leben nachdenkt und beschließt nach Hause zu fahren. Er hat zwölf Jahre ein recht rasantes Leben gelebt, war auf der ganzen Welt, hat gut verdient, in all dem gab es scheinbar keine Notwendigkeit, sich diesen großen Fragen zu widmen. All die Stationen, die er da meistert, haben ja etwas von einer Flucht, sie haben für ihn den anfänglichen Reiz verloren. Wenn einer nicht zurück kann, nirgends Fuß fasst, dann wird alles beliebig. Zum Beispiel sitzt er in Tanger auf

einer Dachterrasse von einem Hotel und trinkt Whiskey Sour. »Alles war zu süß«, heißt es da. Dieser Mann ist zu alt für Entdeckungsreisen, immer wieder stößt er auf sich selbst, auf seine Müdigkeit und Ängste, und dann reist er weiter. Er will nicht hinsehen. Er treibt nach Hause, driftet. Und das ist doch komisch: Er hat so viel Geld gemacht, er kann überall hinfahren. Dennoch scheint er nicht über sein eigenes Leben verfügen zu können, er hat keine Richtung mehr, keinen inneren Kompass. Aber er hat eine Sehnsucht nach diesem Gefühl, das er von früher kennt, und das sind oft Bilder von Gemeinsamkeit, nicht mehr, als am Fenster zu stehen und mit Milena in den Regen zu sehen.

Ihr Roman hat einen ganz eigenen Rhythmus, eine ganz eigene Sprache, die einen nicht mehr loslässt. Ist Ihnen das beim Schreiben bewusst? Wie würden Sie das selbst beschreiben?

Die Sprache, der Rhythmus, wie ein Satz klingt, wie ein Bild gebaut ist, das ist mir alles sehr wichtig. Ich lese sehr ungern Bücher, die von A nach Z durchgeplottet sind, und in denen dann Sätze stehen wie: Er sah sich mit seinen stahlblauen Augen um, oder sowas. Mir ist es wichtig, das Erzählen ernst zu nehmen, die sinnliche Welt, in der wir uns bewegen, und die Figuren nicht von außen zu erklären, sondern eher Bilder zu schaffen, in denen sie sichtbar werden, Situationen, kleine Binnenerzählungen, die den Text auf eine Art erfahrbar machen. Dass ich das Ganze auf kleinem Raum verdichte, ist wohl eine Berufskrankheit, da ich aus der Lyrik komme. Aber im Roman ist es eben reizvoll, die Details dem Erzählen unterzuordnen, neu abzuklopfen, es bedeutet ja auch für mich, die Perspektive zu verschieben. Das ist spannend. Sonst weiß ich ehrlich gesagt manchmal nicht, was so anders ist an diesem Erzählen, mir kommt es oft immer noch vor wie ein Versuch, diese komplizierte, schimmernde Welt ein bisschen zu bändigen.

Ihr erstes Buch war ein Gedichtband. Was ist anders beim Schreiben, wenn man an einen Roman geht? Und was ist das größere Abenteuer, das größere Risiko?

Ich glaube, Gedichte schreibt man in einem anderen Modus, man ist viel mehr bei sich, und man kann sie nicht erzwingen – dem Roman muss man auf eine Art auch dienen, man denkt in ganz anderen Zusammenhängen. Es war auch eine Befreiung, auf andere Welten zuzugehen, zu recherchieren; Hintergründe und Zusammenhänge musste ich mir oft lange erarbeiten, auch wenn sie im Text im besten Falle noch einen Halbsatz abbekommen. Die ganze Ölindustrie, das katholische Ruhrgebiet der Nachkriegszeit, die Menschen in einer Zechensiedlung, Ungarn nach dem Aufstand 1956, da ist viel, was ich mir erschlossen habe, ohne dass meine Figur sich notwendigerweise dafür interessiert. Die Geschichte hat mich ungefähr fünf Jahre begleitet, die Figuren darin – sie machen Fehler, sie sind nicht nett, aber das

müssen sie auch nicht sein. Was ich im Erzählen liebe, ist bei den Figuren zu bleiben, sie reden zu lassen, und eben auch die Möglichkeit, auf verschiedenen Ebenen zugleich zu erzählen. Natürlich ist es die Geschichte von einem Ölbohrarbeiter, aber es ist auch die Geschichte von einem Verlust und von einer Erfahrung, die viele kennen: Fremd sein, für

lange Zeit an einen anderen Ort versetzt werden und dabei den Boden unter den Füßen verlieren. Nur ist es hier natürlich viel extremer. Aber das ist es ja: Wir gehen in eine völlig andere Welt und sprechen doch über unsere. Und wie sollte es auch anders sein?

Anja Kampmann

Dokumente aus der Arbeit: Textstellen, die beim Schreiben gestrichen wurden

Das war also der Bergbau. Das war es also, alles herauszuholen aus den kleinen, stinkenden Löchern in tausend Metern Tiefe, das war der Druck unter Tage und der Staub und die fressende Dunkelheit, die keiner mehr loswerden konnte, das Lied ohne Sterne, so dunkle Nächte, auch über Tage. Das waren die klaffenden Himmel und das beschützte Gesicht eines Kindes, Josef und nicht Josua lag im Krippenbettchen, im Gitterbettchen, die Arme unter dem pausbackigen Gesichtchen, unter Decken, gewaschen und abgekocht im Brunnenwasser, abgekocht und getrocknet und reingeholt kurz vor dem beginnenden Regen, der Regen schwärzt die Wäsche und das Haus und die Straßen, macht alles zu einer Halde, Abraumhalde, Schutthalde, Steine, die sich auftürmen zu einer Landschaft aus Zerbrochenem, da rauscht der Regen, wo man die Kohlen klaut mit dem Handkarren im Dunkeln, und wo keiner spricht, über das Geschwisterchen und den plötzlichen Kindstot, denn was weiß der Regen? Der Regen weiß nichts vom warmen Fleck Josef, warm genug unter seinen Decken, um im ganzen Haus die Familie zusammenzuhalten, denn so ist der Regen nicht, dass er es wüsste, wie sie begonnen haben sich zu hassen, nach all den Liebschaften aus dem Krieg und all den Entbehnungen, da ist der Ziehbrunnen im Hof und die Fallgrube, die sie Latrine nennen, drei Kinderhintern, der katholische Trauschein, die Enge und die Maloche und die immergleichen Geschichten vom Stellwerk, wo der Vater die Schlusslichter kontrolliert mit Wut und Tobsucht und dem Hunger, der ihm seit Russland in den Eingeweiden sitzt. Dies dreckige Russland, und die Weiße des Winters, dass alle sich nur noch um seine Lunge sorgen, und die Lunge und das Loch in der Lunge, der Durchschuss, das ist, womit man schlafen geht in der engen Kammer, besser als mit jedem anderen Wort über Russland. So warm ist es in dem Haus, und in dem Bett unter den Decken noch immer der Schnee und die Weiße. Bis dahin reicht der kleine Josef, die Wärme des kleinen Josef, dass die Mutter im Halbschlaf einen Arm legt über die imposante Brust ihres Gatten, eine Brust gestärkt vom Chor und den Schnapsrunden im Birkeneck, wo auch die Präses vom Pütt zu finden sind. Und der Regen, der viele Regen oder immer derselbe Regen rauscht die Halden hinab in die Emscher, die der schmutzigste Dreckbach des Landes ist, und schwarz und

dunkel und nur fern fackeln sie das Gas ab und stechen die Kokereien ein Licht in den Himmel, eine orangefarbene, weit leuchtende Ferne. Das ist also der Bergbau, dass die Flammen, die das Dunkel durchbrechen, aus der Tiefe gespeist werden, dass die Tiefe mit Stirnlampen durchleuchtet werden muss, Lampen, die sie heute im Museum zeigen, als wäre diese Nacht schon vorbei, aber die Nacht, in der Josef vom Brunnenwasser träumt, das er am Tag gut mit Sand vermischt hat, die Nacht, in der die Emscher getrübt ist von Russland und die Baustellen und Halden die Zukunft zu einem ungeordneten Haufen pressen, diese Nacht lässt sich nicht ablegen wie eine Stirnlampe, in ihr glimmen die Träume noch fort, die die Männer von Marta haben, von Marta, die es über dem Birkeneck für ganz wenig macht, bezahlbar und billig parfümiert, aber genug für die Vorfreude und Balsam für den Schmerz, den der Schnee noch immer in die Betten reißt, denn der lässt die Männer in all der Enge noch immer alleine schlafen, und der Weihrauch ist nicht so gut wie eine Packung Zigaretten, um zu vergessen. Die Nacht hält an. Josef unter dem Arm seiner Frau liegt wach, er weiß es nicht, er träumt, in einer Nacht zu liegen, in der er keine Sehnsucht hat, aufzustehen, all dies für immer zu verlassen. Er träumt, der Arm gelte ihm, der sich um ihn wie um ein anderes Leben legt, der Arm seiner Frau, der sich wie auf eine Schallplatte auf ein anderes Leben senkt, in dem man unbekannt ist füreinander, und die Zukunft ein Horizont ohne Halden. Leg dich mit ihr ins Gras, Josef, lass gehen. Hör nicht auf uns. Wir sehen zu, wir treiben dich in die Enge, wir treiben dich in den gleichgültigen schmutzigen Regen, und hinaus ins Birkeneck, wir läutern die Luft mit dem Klang der Glocken, das ist alles, alles, was wir zu geben haben, ein freier Tag in der Woche, ein Sonntag und ein Kotelett, du träumst, dass du wachliegst, du träumst, dass du hinausgehen kannst, und hörst auf den Regen, prasselnd wie Steine, eine Ladung aus einem Kieswerk, all die vergangenen Jahre, die Steine, sie liegen so hoch, die Türen sind verschlossen. Aber heute hing alles so frisch und sauber auf der Bleiche, hör nur, wie sie atmen, in dieser traumlosen Stille.

Bevor es zu der Zeit mit Mátyás kam, war er mit einigen anderen bekannt, die zu besuchen dann aber keine Zeit mehr blieb. Ob Ranjid noch in dem Hotel arbeitete, wusste er nicht.

Es war ein Abend auf der Durchreise, als er sie vom Balkon aus beobachtete. Eine Feriensiedlung, Ende des Sommers, das ausgedörrte Graugelb der Sträucher an den Tagen, kaum Schatten. Es waren vier junge Männer und ein Mädchen, Angestellte des Hotels, wie es schien. Sie saßen in einem kleinen Kreis auf Plastikstühlen und unterhielten sich, manchmal hörte Waclaw sie leise lachen. Als er dazukam, erschrakten sie kurz, wohl weil sie dachten, er wollte noch mehr Handtücher oder etwas mit meinem Zimmer sei nicht in Ordnung. Schließlich boten sie ihm zögerlich einen Platz an, und es dauerte, bis die Stimmung sich wieder lockerte. Sie saßen da, weil Ranjids Sohn Geburtstag hatte, sie stießen mehrmals auf ihn an, ließen ein Bild von ihm herumgehen, ein kleiner Junge mit gelocktem Haar, der auf einer einfachen Pritsche lag, er war vielleicht vier Jahre alt, und im oberen Bildrand war ein großes Plakat zu sehen, das aussah, wie ein Werbeplakat für das Hotel, das mit ein paar Palmen und dem blauen Meer die braune Wand des Hauses zierte. Immerhin schaffte Ranjid es ein Jahr später, zur Einschulung zu reisen. Ranjid war stolz auf seinen Sohn. Bei allen Gesprächen, die sie führten, schimmerte unweit der Pool.

Mátyás träumte davon. Er lag nachts in seinem Bett und durch das Moskitonetz konnte er den Umriss seines Körpers sehen, halbnackt, eine Schulter auf den Laken des Hotelbetts, dunkel, verschwommen, als wäre er schon damals gar nicht ganz da, als wäre da nur der helle Stoff und etwas von dem Mondlicht, das hinter dem riesigen Lebensbaum hindurchschien, und nur der Wunsch in seinem Kopf, eine Ahnung davon, wie es sein würde, wenn dieser junge Mann mit ihm reisen würde, dieselben Gassen und Vögel zu sehen, und den Duft der Jacarandas, die hier schon blühten, obwohl es Februar war und eigentlich die Zeit, in der in Prychówice der Holzofen die Wärme gab, zu der Waclaw und Milena sich in das Haus zurückgezogen hatten, um sich vorzustellen, wie alles sein würde, und stundenlang lasen und nirgendwo hingingen als über die nasse Straße voller Schlaglöcher bis zu dem Milchwagen oder dem Bäcker, der Dienstags das schwere warme Brot brachte. Aber dies war Februar und ein anderer Ort (den er nicht mit Milena teilte), der Golf von Mexiko lag vor ihnen und unter der Gaze warf Matyás sich unruhig herum und sprach Dinge in die Nacht, von denen er am Morgen nicht mehr wusste.